

Nr. 204 Bromberg, 12. September 1939

Herz, schweig still ...

Roman von Rudolf Haas.

(13. Fortsetzung.)

Beim Wasserfall.

Es ist Mai geworden, aber die Tage sind nicht lenzhaft mild, sondern heiß wie im Sommer, und in den Nächten wird es kaum merklich kühler. Da geht es beim Maibachl unterhalb der Napoleonswiese in der Nähe des Warmbades ungemein lebhaft her. Das Maibachl ist während der sonstigen Zeit des Jahres nur ein fast oder ganz ausgetrocknetes Rinnsal, im Frühjahr aber brechen neben der Straße allerhand Quellen hervor, warme und kalte dicht beieinander, doch die warmen sind in der Überzahl und verleihen dem jetzt recht stattlich rauschenden Bach eine höchst angenehme Lauheit. Weil jedoch der Wasserstand im gerölligen Bett trotzdem nicht ausreicht, den Leib darin zu baden, haben die Leute durch Mäuerlein aus aufeinandergeschichteten Steinen mehrere Becken geschaffen, darin die klaren Fluten sich hüftenhoch stauen. Daneben steigt eine schütter bewaldete Lehne zur Napoleonswiese an, auf dem anderen Ufer führt die von den sprudelnden Quellen überrieselte Straße an einer Felswand entlang, die den nackten Buben und Mädeln nebenbei als Kletterschule dient. Das ist die ganze Badeanstalt, aber sie genügt und ist meistens überfüllt. Denn nicht allein die Möglichkeit des Badens im Freien, noch dazu kostenlos, zieht die Gäste herbei, sondern das Wasser hat nach dem Volksglauben auch eine heilende und verjüngende Kraft, und es sind ihrer nicht wenige, die hier seit Jahren regelmäßig ihre wochenlange Frühjahrskur machen.

Also kommt es herausgepilgert, jung und alt, groß und klein, Männlein und Weiblein. Kaum schützende Baumstämme und mit jungem Laub bedeckte Büsche vertreten die Auskleidekammern, auf dem Boden liegen, an den Ästen hängen Hemden, Strümpfe, Hosen und Röcke, und in den Becken hocken gleich Fröschen die Leute. Weiße Glieder, glatte Rücken, bunte Hüllen, kindliche Nacktheit.

Aber auch die Mina-Muhme ist hier zu finden, und Großvater Hartl muß mit, ob er will oder nicht. Sie baden nicht, die beiden Alten, sie halten nur die Füße ins Wasser — waaken nennt man das — denn dem Maibachl wird die Kraft zugesprochen, solcherart auch von unten herauf verjüngend auf den Körper zu wirken und das Reißen aus den morschen Gliedern zu ziehen. Also sitzt die Mina-Muhme drei Wochen lang jeden Nachmittag eine geschlagene Stunde am Ufer, hat einen breitrandigen Strohhut auf dem Kopf, eine Brille vor den weitsichtigen Augen, einen Strickstrumpf in der Hand und waakt, die Röcke bis zu den Knien gerafft, die Füße samt den Waden im laulich fließenden Wasser. Und ihr Bruder, der weißbärtige Erzvater, muß mitwaaken.

Dem hageren Greis in verblichenen Lederhosen behagt das Stillsitzen durchaus nicht, aber er beugt sich der stärkeren Macht, raucht seine Pfeife und starrt auf seine ansehnlichen Treter im eiligen Wasser, unbeweglich und tiefsinnig wie ein büßender Brahmane.

Viele Stammgäste hat das Maibachl, und wenn sie genügend gebadet haben, lassen sie sich auf der Napoleonswiese von der Sonne rösten, ganze Familien mit Kinderwagen, Decken und Hunden liegen im Gras, und manche haben sich auch eine ausgiebige Jause mitgenommen und Milch für die Säuglinge und Bierflaschen für sich selbst.

Solcherart sind die Lieblingswege der Traude, die über die schöne Hochfläche bis zu den Trümmern der alten Burg Federaun führen, tagsüber jetzt sehr bevölkert, in der ersten Frühe aber ist dort kein Mensch, und gerade da ist es eine wahre Herzensfreude, über die weichen Matten zu schreiten, deren junges Grün in der Morgensonne leuchtet, und vom Burgfelsen weit in das in den frischesten Farben prangende Lenzland zu schauen.

Zuvor kann man auch auf einem kurzen Umweg einen kleinen Wasserfall erreichen, der ebenso wie das Maibachl von den Schmelz- und Sickerwassern gespeist, nur im Frühjahr über felsige Stufen stürzend und springend, einen abseitigen waldigen Kessel mit seinem Rauschen und Brausen geheimnisvoll belebt; eine morsche Holzbank steht im Grunde.

Weltabgeschieden ist der Ort. Die Wipfel der allseitig an den Hängen hinansteigenden Buchen und Fichten vereinigen sich zu einer grünen Kuppel, in deren Gitterwerk blaue Himmelsrauten schimmern, gelbe Sonnenkringel geistern im Moos und Farnicht, weiße Waldhyazinthen und wilde Maiblumen duften, und eine unsichtbare Drossel singt unermüdlich mit markigem Schlag. Und das Wasser rauscht darein mit silbrigem Schwall, mit weißem Gischt, mit sprühenden Tropfen, stets sich erneuend und doch immer gleich: es braust und sprudelt, lacht und schwatzt, manchmal jauchzt es übermütig, manchmal kichert es leis.

Von der starken Kraft der Sonne noch durchwärmt, sitzt die Traude auf der kleinen Bank im Schatten und sieht dem Spiel der fallenden Wasser zu. Wie verzaubert ist die Stille. Wenn irgendwo, muß das Märchen hier seine Heimat haben, in diesem Heiligtum der vom Hauch des Wunderbaren durchwehten Einsamkeit. Blitzt nicht das goldne Haar der Nixenkönigin?

Heiß und schwül ist der Morgen, und die Flut ist so frisch und klar, und ihre feuchte Kühle lockt erregend und verführerisch. Und die umbuschten Steinblöcke dort sind wie ein heimliches Kämmerlein. Wie oft hat die Traude als kleines Mädel dort die Kleider abgetan und sich mit den Brüdern in dem erquickenden Brausebad ergötzt! Oben in halber Höhe konnte man hinter dem Wasserschwall die Umwelt wie durch einen immer bewegten, funkelnden und sprühenden Schleier betrachten. Den Badeanzug hat sie mitgenommen. Und das Wasser rauscht und plauscht, und alle frohen Kindererinnerungen wachen auf, tanzen Ringelreihen im wallenden Schwall der perlenglitzernden Flut und wissen sich vor Übermut nicht zu lassen.

Und dann tummelt sich mit ihnen, vom gelösten Haar umflossen, eine weiße Nixe im Sturzbad, jauchzt verhalten, wenn der sanfte Anschlag auf der Haut prickelt, lacht leise, reckt sich wohlig, steigt flink und geschmeidig am Rand des mäßig bewegten Staubfalles empor, setzt sich in halber Höhe auf einen bemoosten Stein, baumelt mit den Füßen und sitzt nun wirklich, silbrig umsprüht, wie hinter einem durchsichtigen Vorhang. Heller als der weiße Gischt schimmern, von einem Sonnenstrahl beglänzt, die Glieder in der dunkelgrünen Waldeseinsamkeit. Die Hände im Nacken verschränkt, lehnt sie sich behaglich zurück, läßt den Perlenstaub der feinen Tropfen auf sich niederrieseln und summt mit lächelndem Mund: „Da draußen im Wald ist ein Wasserle kalt, ein wunderschön's Dirndl wird heiraten bald."

Sie kann nichts dafür, daß es im Liedl so heißt, und weiß nicht, daß sie wirklich wunderschön ist. Wie eine silberfüßige Najade sitzt sie dort oben. Jetzt spitzt sie mutwillig die Lippen und versucht, der Drossel nachzupfeifen, nicht anders als ein ausgelassener Junge. Aber der Waldvogel trifft es besser.

Plötzlich bricht die Drossel ihren Schlag ab und flattert mit schrillem Gezeter davon. Jetzt ist es ganz still. Lautlos spielen die Sonnenlichter, mit unbewegten Wipfeln stehen die Bäume wie verzaubert im engen Kessel, geheimnisvoll glühen die purpurroten Blüten der Pechtannen, und nur das Wasser rauscht und schäumt.

Mit einemmal überkommt die Traude das Gefühl, als sei sie nicht mehr allein. Von einer unerklärlichen Furcht ergriffen, schnellt sie auf, springt, eine schlanke Flamme, den Hang hinab. — Greift jemand nach ihr? — Nichts! Nur eine Waldrebe hat sich in ihrem Haar verfangen, ein paar goldene Fäden bleiben hängen.

Sie schlüpft in ihr Versteck, streift den Badeanzug ab — schaut auf — schrickt zusammen. Ihr Antlitz wird blaß und erstarrt.

Über den umbuschten Steinblöcken erblickt sie eine Gestalt in grüner Jägertracht. Nur Kopf und Brust sind zu sehen. Am Filzgut steckt die Hahnenfeder. Die Hand am Riemne der Büchse, steht dort Erminio Tonandinel. Er rührt sich nicht, keine Muskel zuckt, das Gesicht ist eine undurchdringliche Maske. So steht er und schaut sie an.

Sie hüllt sich in ihr Haar, deckt, zusammengekauert, mit den gekreuzten Armen ihre Blöße.

Als sie abermals einen hastigen Blick hinüberwirft, ist die Erscheinung verschwunden. Mit fliegenden Händen, ohne sich abzutrocknen, wirft Traude die Kleider über. Das offene Haar läßt sie ungeflochten. Sie eilt den Weg zurück. Niemand ist zu sehen, niemand folgt ihr. Aber erst als die baumlose Napoleonswiese vor ihr liegt, verlangsamt sie den Schritt. Sie setzt sich und ordnet ihr Haar. Ein seltsamer Ausdruck ist in ihrem Gesicht. Noch nie ist die lebensmutige Traude so verstört gewesen.

Als sie die Wiese gequert hat und auf dem Waldpfad zum Marhof hinüberschreitet, steht, wie aus dem Erdboden gewachsen, der Conte vor ihr. Durch die Stämme gedeckt, hat er dort auf sie gewartet. Sie erschrickt so, daß sie einen leisen Aufschrei nicht unterdrücken kann. Schon hebt sie den Fuß zur Flucht. Doch dann siegt ihr Stolz und Trotz. Geradeaus vor sich hinsehend, geht sie langsam weiter, ihm entgegen, an ihm vorüber, ihr Herz klopft zum Zerspringen, aber ihr Gesicht bleibt ruhig. Er steht mit untergeschlagenen Armen und läßt die Augen nicht von ihr. Und wieder glaubt sie, seinen Blick im Nacken brennen zu fühlen. Und wieder, wie von einem stärkeren Willen gezwungen, muß sie den Kopf wenden und zurückblicken, mitten hinein in seine dunklen, heischenden Augen. Sie versteht sich selbst nicht mehr.

Von widerstreitenden Empfindungen bedrängt, kommt sie nach Hause. Dort findet sie einen Brief von Herbert vor mit der frohen Nachricht, daß ihn die Stadt festhalten wolle und ihm eine Lehrstelle an der Kunstgewerbeschule in Aussicht gestellt habe. Die Frieda führe ihm den Haushalt, er habe eine nette Wohnung gefunden, die allmählich immer traulicher eingerichtet werde; auch einige Schüler habe er bereits, denen er die gröbere Arbeit und das Punktieren überlassen könne, und ein dunkelblondes Mädel aus Schwaben, schlagfertig und voll Mutterwitz, erleichtere ihm auch die letzte Formung der weiblichen Tanz- und Sportgestalten auf dem Sockel durch Bildstehen. „Sie heißt Rudi und besucht die Theaterschule. Für eine Thusnelda oder Kriemhild wäre die Zierliche nicht zu brauchen, aber sie regt allerhand froh Beschwingtes, Schwebendes in mir an; es kribbelt mir in den Fingern, ein lachendes Tanzmädel nach ihr zu gestalten oder ein spitzbübisches Brunnenmixlein im Schleierfall feiner Wasserstrahlen, das weiß, daß es belauscht wird, und sich diebisch darüber und der eigenen Schönheit freut."

Die Traude zuckt zusammen, als sie das liest. Welch ein seltsames Zusammenfallen! Und: „sich darüber und der eigenen Schönheit freut"? — Und ihr war zumute, als müßte sie sterben . . .

Der Blitz zuckt nieder.

Mit Mühe und Not ist es dem Marhofer gelungen, die halbjährlichen Zinsen aufzutreiben. Er hat wieder ein Paar Zugpferde verkaufen müssen, die jetzt in der Wirtschaft fehlen, aber es ist einfach nicht anders gegangen, er bringt es nicht über sich, dem Conte etwas schuldig zu bleiben oder ihn um Stundung zu bitten. Doch auf die Dauer ist der Zustand unerträglich. Wie in schmachvoller Schuldknechtschaft kommt er sich vor und sieht keine Möglichkeit, die Ketten zu zerreißen. Freudlos, mit Grauen blickt er in die Zukunft.

Da überbringt ihm der Postbote einen eingeschriebenen Brief. In trockener Geschäftssprache kündigt ihm Tonandinel die ganze Grundschuld und fordert Bezahlung nach Ablauf von drei Monaten.

Jetzt ist es da, das Geahnte, immer wieder Eingeschläferte, stets Gefürchtete. Wie betäubt sitzt Ludwig Wiederschwing in der Kanzlei, die Lippen sind weiß, das Atmen fällt ihm schwer, er stöhnt. Zu jäh ist der Schlag gefallen. Eben hat er noch geglaubt, wenigstens wieder ein halbes Jahr lang Ruhe zu haben, und jetzt ist der feste Boden weg, alles wankt und droht einzustürzen. Abgewirtschaftet! Fertig! Er hat sich und die Seinen um Dach und Heimat und an den Bettelstab gebracht!

Er vermag keinen klaren Gedanken zu fassen, sieht keinen Weg, keinen Ausweg, keinen Hoffnungsschimmer, nur ein wüstes Trümmerfeld, eine ungeheure Ödnis und finster gähnende Leere. Soll er sich an den Lodenwalker Rosenzopf, der mit Tonandinel noch am besten steht, um Vermittlung wenden? Soll er ihn selbst um Aufschub bitten? Es wird ja alles nutzlos sein, aber der Versuch muß gemacht werden — um der Kinder und Enkel willen. Frau Kathrein ist vor einigen Tagen mit Zwillingen niedergekommen — was soll aus den zwei Buben werden?

Er erhebt sich, will sich zum Ausgehen fertigmachen. Da befällt ihn ein Schwindel, Atemnot beklemmt ihn, vor den Augen wird es dunkel, unsicher greifen die Hände in der Luft herum — mit dumpfem Krach bricht der schwere Mann auf dem Teppich zusammen und sieht und hört und fühlt nichts mehr.

Jammervoll heult die Luppa und bringt das Haus in Aufruhr. Als sie ihn finden, ist er noch immer bewußtlos und röchelt. Sie lockern ihm die Kleider, legen ihn aufs Ruhebett. Dr. Krust, durch den Fernsprecher herbeigerufen, stellt einen neuerlichen, stärkeren Schlaganfall fest, zieht Blut ab, macht kalte Umschläge.

Ludwig Wiederschwing öffnet die Augen. Er ist matt und benommen, das Sprechen macht ihm Mühe, der linke Arm will sich nicht recht bewegen lassen. Dr. Krust gibt ihm Verhaltungsmaßregeln. Der Marhofer läßt den Klang der Worte am Ohr vorübergehen, auf ihren Sinn achtet er nicht. Wie gut wäre es gewesen, nicht mehr zu erwachen...

„Warum hast du mich aufgeweckt!" unterbricht er schließlich den Freund. „Hättest du mich hinüberschlafen lassen! Was soll ich noch auf dieser Welt?"

„Aber geh, sei doch nicht gleich verzagt", beschwichtigt der Arzt. „In ein paar Tagen bist du wieder der alte und wirst an deinen Enkeln noch allerhand Freude haben."

„Einen Dreck werd' ich!" Das klingt wie ein Aufschluchzen.

Prüfend beobachtet ihn der Freund. „Lude, dich drückt was! Was ist geschehen? Lad ab! Sprich dich aus!"

Der Marhofer lächelt bitter; da der linke Mundwinkel nicht mittut, wird ein wunderliches Grinsen daraus. „Ein guter Diagnostiker bist du, aber helfen kannst du mir nicht! Und geheimhalten läßt sich die Sache auch nicht mehr lang!

Dort auf dem Schreibtisch liegt ein Brief von Tonandinel, den kannst du lesen."

Dr. Krust liest; seine Stirn kraust sich. „Schlimm! Aber vielleicht will er die Sache doch nicht auf die Spitze treiben, sondern nur ein pater peccavi von dir haben. Dazu wirst du dich freilich verstehen müssen. Wenn es dir recht ist, will ich gern vermitteln."

Ludwig Wiederschwing seufzt: „Es ist scheußlich! Aber wenn du so gut sein willst . . . Nimm den Rosenzopf mit."

„Das ist eine Idee! Kopf hoch, Lude! Denk vorläufig nicht an die Geschichte! Ich hoffe, dir bald gute Nachrichten bringen zu können. — Und nicht wahr, Alter, ein bissel in acht nimmst du dich jetzt! Bleib vorläufig hier liegen, nachmittags führ' ich dich ins Schlafzimmer hinauf. In zwei, drei Tagen kannst du aufsteh'n, aber nachher wirst du mindestens noch eine Woche ganz ausspannen. Überlaß dem Jörg die Wirtschaft, Alkohol gibt's vorderhand auch nicht, wegen Kost und Pflege rede ich mit der Traude."

Dr. Krust spricht es leichthin, aber er ist um den Freund recht besorgt. Jede neuerliche Aufregung kann eine Wiederholung des Anfalls herbeiführen, und wenn Tonandinel unnachgiebig bleibt, sind Gemütserschütterungen nicht zu vermeiden, man könnte sie höchstens hinausschieben unter dem Vorwand, daß sich die Verhandlungen in die Länge ziehen.

„Ist Gefahr?" fragt die Traude im Flur.

„Nicht, wenn er sich hält", erwidert der alte Freund des Hauses. „Er hat ja eine Bärennatur, aber auf die leichte Achsel darf er die Geschichte nicht nehmen. Drum paß nur gut auf, Traude, und sorg dich um ihn, von dir läßt er sich noch am ehesten etwas sagen. Und, nicht wahr, keine Aufregungen! So ein Schlagerl kommt gern wieder."

Kaum ausgesprochen, reut ihn das Wort. Aber die Traude ist tapfer und starkmütig. „Ich bring' ihn schon über'n Berg, Onkel Doktor, und ich danke dir vielmals, daß du gleich hergefahren bist. Ich war zu Tode erschrocken, wie ich in die Kanzlei komme, und der arme gute Vater liegt mit zerbrochener Lebenskraft auf dem Teppich, und die Luppa sitzt neben ihm, hat die Nase in der Luft und klagt und hat wahrhaftig Tränen in den Augen."

„Sie vergilt ihm seine Liebe mit Treue", sagt Dr. Krust und verabschiedet sich.

(Fortsetzung folgt.)

Rund um den Kuß.

Als im Jahre 1855 die Königin Viktoria von England in Boulogne landete, um den französischen Hof zu besuchen, drängte eine große Anzahl englischer Damen, die ihre junge Herrscherin gern so nahe als möglich sehen wollten, so heftig gegen die französische Ehrenkompanie an, daß diese zurückweichen mußte. Da rief der kommandierende Offizier: „Einen Trommelwirbel! und wenn das nicht hilft — jeder nicht Zurückweichenden einen Kuß!" Entsetzt liefen die Damen davon. Das Gelächter der Zuschauer folgte ihnen, und einer meinte: „Wären es Französinnen gewesen, dann würden sie geblieben sein."

Das wären sie wohl auch, denn damals war bei den französischen Damen der Kuß so allgemein üblich wie bei uns der Händedruck. „Ältere Damen", so schrieb ein französischer Schriftsteller, „werden sich der Zeiten noch erinnern, wo bei dem Besuche eines Hotels, in dem sie bekannt waren, der Wirt sie mit einem Kusse begrüßte. Bei alten Leuten vertritt der Kuß sogar jetzt noch die Stelle des prosaischen Händedruckes.

Nicht nur Verwandte und Freunde, sondern auch Bekannte, Kunden und Untergebene werden so begrüßt. Ich kannte eine alte Schloßherrin, die an ihrem Namenstage oder bei sonstigen Gelegenheiten ihre sämtlichen Gutsangehörigen auf diese Weise zu begrüßen pflegte. Wie die Geschichte uns lehrt, war in früheren Zeiten in Frankreich der Kuß ein Erfordernis des guten Tones, und jeder Herr, der einer hochgestellten Dame am Hofe Ludwigs XIII. vorgestellt wurde, mußte ihr als Zeichen seiner Ehrerbietung einen Kuß auf die Lippen drücken.

Poetisch hat man den Kuß als „Balsam der Liebe" bezeichnet, und Spötter wollen wissen, daß der Erfinder des Kusses ein Wilder war, der in ihm ein Mittel entdeckt zu haben glaubte, feststellen zu können, ob in seiner Abwesenheit Frau und Töchter von seinem Branntweine genascht hätten.

Wie im 19. Jahrhundert in Frankreich, war im 18. in England die Sitte des Küssens allgemein verbreitet. Und nicht allein Liebesbeteuerungen und Hochachtungsbezeigungen gab man durch einen Kuß Ausdruck, sondern er diente auch noch ganz anderen Zwecken. So wird von der schönen Georgiana, Herzogin von Devonshire, erzählt, daß sie in dem erbitterten Wahlkampfe vom Jahre 1784 mit der bezaubernden Kraft ihrer Lippen Stimmen für ihren Parteigänger Charles James Fox warb und auf diese Weise auch die Stimme eines biederen Schlächtermeisters gewann, bei dem alle Versuche, ihn zu einer andern politischen Meinung zu bekehren, fehlgeschlagen waren.

Ein Kuß verursachte einst Wilhelm IV. von England, als er noch Herzog von Clarence war, große Ungelegenheiten. Auf einem Besuche in Kanada hatte der Herzog die Grenze überschritten und war nach dem Unionstaate Vermont gekommen. Hier trat er in einen Barbierladen, um sich rasieren zu lassen. Er wollte bereits wieder das Lokal verlassen, als gerade die junge Frau des Barbiers in den Laden trat. Sofort trat der Herzog auf sie zu, drückte ihr einen herzhaften Kuß auf den Mund und rief ihr zu: „So, jetzt könnt Ihr Euren Landsmänninen erzählen, daß der Sohn des Königs von England der Frau eines Yankeebarbiers einen Kuß gegeben hat!"

Ob die Barbiersfrau in diesem Attentat eine Ehre erblickte, wissen wir nicht. Keinesfalls tat dies ihr Gatte. Er ergriff nämlich den Herzog am Kragen, ließ ihn nähere Bekanntschaft mit seiner Klopfpeitsche machen und warf ihn dann mit den Worten: „So, jetzt könnt Ihr Euren Landsleuten erzählen, daß ein Yankeebarbier den Sohn des Königs von England königlich verhauen hat!" zur Tür hinaus.

Einen befriedigenderen Ausgang nahm ein ähnliches Abenteuer, das sich vor einigen Jahren in der australischen Stadt Sydney abspielte. Ein Herr hatte ein junges Mädchen gegen seinen Willen geküßt und wurde deswegen zu hoher Geldstrafe verurteilt. Die Sache machte die Runde durch alle Zeitungen, durch die auch ein Rechtsanwalt davon erfuhr, der schon seit Jahren nach den Erben eines sehr reichen Mannes, der ohne Hinterlassung eines Testaments gestorben war, suchte. In dem Opfer des Kußattentates erkannte er die fehlende Erbin, der somit ein „Kuß wider Willen" ein Vermögen eingebracht hatte.

Der Heiratsantrag.

Geschichte aus Amsterdam

von Hilde Heisinger.

Zwei wilde Schwäne segeln über das Y hinweg zum Kaager Meer. Fokko de Vis hört ihren dumpfen Ruf und hält im Zwiebelschneiden inne. Er schiebt die schwarze Schiffermütze in den Nacken, legt die Hand über die Augen und sieht ihnen nach, bis sie wie kleine Punkte in den Wolken verschwinden. Dann wischt er sich die Augen. Die Zwiebeln beißen so. Er muß den Rockärmel zu Hilfe nehmen, um das Jucken und Tränen wegzureiben. Verfluchte Zwiebeln! Überhaupt — verflucht, daß er hier am rollenden Heringsladen stehen muß, während die wilden Schwäne zum Kaager Meer ziehen, und der Frühlingssturm die Nordsee gegen die Mole von Ijmuiden peitscht.

Wenn der Vater damals in der Zuidersee nicht umgekommen und die Mutter durch das Unglück nicht so hart und eigenwillig geworden wäre, er stünde jetzt irgendwo am Steuerrad eines Indienfahrers und richtete den Kurs gen Süden.

Das rumort im Blut seit den Jungensjahren, als der Vater ihn auf dem schwarzgeteerten Botter mit hinaus auf See genommen. Festgebunden am Mastbaum hatte er auf den schrillen Schrei der Möven gehorcht, auf das Singen des Windes in den Raen und auf das Klopfen des Klabautermanns, wenn er in der engen Kombüse abends nicht einschlafen konnte. Das alles war mit einem Schlage vorbei, als der Vater nicht wiederkam. Die Mutter haßte die See seither und unterdrückte eisern seine Schiffsjungenträume.

Sie hatte sich einen kleinen Ausschank unten an der Javakade eingerichtet und kochte mittags für Matrosen und sonstiges Seevolk. Als Fokko größer wurde und die wilden Erzählungen der Matrosen mit heißen Augen verschlang, richtete sie ihm den rollenden Heringsladen ein und schickte ihn jeden Morgen in die Stadt.

Am günstigsten ist der Platz hinter dem Bahnhof, wo die Boote von Zaandam und Waterland, und die Fähre vom anderen Ufer anlegt. Fast jeder Passagier steckt im Vorübergehen für ein Dubbeltje einen neuen Hering mit Zwiebeln in den Mund.

An diesem Morgen, als die wilden Schwäne zum Kaager Meer ziehen und die Zwiebeln so tückisch in den Augen beißen, geht das Rumoren in Fokko de Vis wieder los. Wütend schreit er sein „Neue Heringe" dem Postschiff von Zaandam entgegen. Er kennt fast jeden Fahrgast, und es besänftigt ihn einigermaßen, daß alle einen kleinen Schwatz mit ihm anfangen, über das Frühlingswetter, den Heringsfang und über die Pfützen zwischen dem ausgefahrenen Pflaster. Das Zwiebelschüsselchen stippen sie ihm kauend und schmatzend leer. Der Berg saftiger Heringsfilets schrumpft zusammen. Er streicht eine hübsche Einnahme in seine Hosentasche und macht sich daran, neue Vorräte herzurichten.

Während er die Heringe am Schwanzende packt und geschickt durch die Luft wirbeln läßt, so daß auch jede kleinste Gräte sich aus dem zarten Fleisch löst, fühlt er sich irgendwie geniert und hält mißtrauisch Umschau. Neben ihm steht ein schmächtiges Dingelchen, zwei Riesenkörbe am Arm, und sieht ihm zu.

„Ich möchte das lernen", sagte sie in gebrochenem Holländisch, rot vor Verlegenheit, „ich habe immer solche Last mit den vielen Gräten." Sie reckt sich auf die Zehenspitzen und ermuntert ihn, in seiner behenden Tätigkeit fortzufahren.

Eine warme Welle überrieselt Fokko de Vis. Zogen eben noch wilde Schwäne zum Kaager Meer und trieben ihm das Wasser in die Augen?! Er spitzt die Lippen und pfeift: „Ein Schmetterling fliegt über die Zuidersee —" und seine breiten Hände hantieren zwischen Zwiebeln und Heringen im Takt des kleinen Liedes.

Sie hat braune Augen und krauses Haar und ist so zierlich, daß sie ihm höchstens bis zum dritten Westenknopf reichen würde, wenn sie sich an ihn lehnte. Jeden Mittwoch fährt sie nach Amsterdam zum „Bienenkorb", um für die Herrschaft in Zaandam, bei der sie Küchenmädchen ist, einzukaufen. Ja, ja, jeden Mittwoch.

Erst wenn man verliebt ist, merkt man, daß eine Woche sich aus sieben langen Tagen und Nächten zusammensetzt. Fokko de Vis schreit und trällert sein „Neue Heringe" in dem Maße, wie die Tage sich von Mittwoch zu Mittwoch abrollen. Er hat so einen verschmitzten Zug um die Mundwinkel und eine täppisch zärtliche Art auch gegen seine Mutter bekommen. Er weicht nicht von ihrer Seite, wenn sie am Küchenherd steht und ihre vorzüglichen Gerichte für die Matrosen kocht. Ja, ihre geheimsten und mit Sorgfalt ausgetüftelten Rezepte findet sie eines Tages in seinem Notizbuch aufgekritzelt. Aber sie ist viel zu hart und verschlossen, als daß auch nur die geringste Frage über ihre verkniffenen Lippen käme.

Eines Sonntags bringt er die kleine Freundin mit. Sie trippelt mit flinken Füßchen durch Küche und Gaststube und erfüllt die trübselige Atmosphäre mit einer lieblichen Leichtigkeit. Die Matrosen schnalzen und blinzeln anerkennend zu ihm hinüber. Nur die Mutter bekommt eine böse Falte und muß an sich halten, um nicht loszuschimpfen.

„So eine hergelaufene Deutsche —!"

„Ich hab mir immer was besonderes gewünscht, Mutter."

„Kann nicht mal richtig kochen —"

„Das lernt sie von dir — oder von mir, Mutter!"

„Und so klein —"

„In einem kleinen Gebetbuch steht auch alles drin, Mutter."

Aber die alte Frau will den Einzigen nicht hergeben. Sie wehrt sich, wird barsch und unfreundlich gegen den Jungen und das fremde Mädchen. Fokkos treuherzige Überredungskunst prallt an dem zähen: Hier habe ich zu bestimmen! der Mutter ab. Er versucht es mit Güte und Anhänglichkeit, schließlich sogar mit Drohen und Fluchen. Die Matrosen in der Gaststube wetten bereits um eine Runde Schnaps, daß die hartnäckige Alte ihren Dickschädel durchsetzen wird. —

Ganz unerwartet kommt eines Tages die kleine Deutsche in die Javakade. Fokko ist mit seinem rollenden Heringsladen unterwegs. Die Gaststube ist um diese Zeit noch leer. Nur das eilfertige Ticken der Wanduhr und das Summen einer Fliege, die ihren Kopf gegen die Fensterscheibe stößt, ist zu hören. Frau de Vis hat die Geldkassette vor sich auf der gescheuerten Tischplatte und rechnet. Es ist ihre besinnliche Stunde.

Sie schaut unwillig auf. Was führt Fokkos Freundin mitten in der Woche hierhin?

„Ich wollte mich nur von Ihnen verabschieden", sagt das Mädchen und hält ihr die warme, kleine Hand hin, „ich habe einen Heiratsantrag aus Deutschland bekommen. Morgen reise ich ab —"

Einen Augenblick lähmende Stille. Dann stößt die alte Frau die knochigen Hände auf den Tisch, daß die Münzen in der Geldkassette klirrend durcheinanderrollen. Der Unterkiefer zittert vor Aufregung.

„Und — Fokko? Und ich? Ja, glaubst du denn, du kannst uns an der Nase herumführen? Meinen Sohn unglücklich machen? Hier habe ich zu bestimmen! Verstanden? Du heiratest **uns**!"

Als Fokko nach Hause kommt, findet er die beiden Frauen eng nebeneinander sitzend. Sie sehen kaum auf, als er ihnen die Hand reichen will.

So emsig schwatzen sie von künftigen Dingen.

Der brennende Götze.

Der Arzt hatte einst Mark Twain das Rauchen verboten. Man kann sich die Entrüstung des wackeren Mediziners vorstellen, als er eines Tages den berühmten Patienten besuchte und ihn bei einer mächtigen Zigarre fand. Eine große Wolke stand im Zimmer und verhüllte den Raucher sowie den Schreibtisch, an dem er saß, nahezu ganz und gar. Der Arzt fuhr den Überraschten an: „Aber, lieber Freund, Sie huldigen ja schon wieder Ihrem Götzen!" — Mark Twain faßte sich schnell: „Wie Sie sehen, bin ich gerade dabei, ihn zu verbrennen . . ."



Der Zauberer.



„Wie Sie sehen, meine Damen und Herren, habe ich im Ärmel nichts versteckt!"

Kommissarische Leitung: **Dr. Karl Hans Fuchs**
Chef vom Dienst: **Marian Hepke**
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: **Dr. Karl Hans Fuchs**
Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Edmund Przygodzki**, sämtlich in Bromberg
Druck und Verlag: **A. Dittmann**, Bromberg